

Um dem in diesem Kapitel intendierten Ziel der Einführung einer dispositivtheoretisch orientierten Forschungsperspektive gerecht zu werden, wird nach allgemeinen Auseinandersetzungen mit dem Practice Turn und dem Dispositivbegriff (2.1) ein Verständnis für den zu erforschenden Zusammenhang von Praxen, Sinnen und Medien entfaltet. Diskutiert wird ein medienwissenschaftlicher Dispositivansatz, dessen Reflexion fruchtbare Erkenntnisse im Kontext auditiver Wahrnehmung liefert (2.2). Die Befunde lassen sich gut durch eine soziologische, auf die Aneignung von unterschiedlichen Wissensformen durch Subjekte bezogene Konzeptualisierung erweitern (2.2.1), die hilft, verschiedene Ebenen und deren relevantes Zusammenspiel so zu systematisieren, dass ein solches Verständnis leitend werden kann für den Aufbau und den Argumentationsgang der Studie (2.2.2). Anzudeuten ist ein konzeptionell gangbarer Weg, der den sinnlich wahrnehmenden Leib als integralen Bestandteil eines dispositiv wirkenden Medienverbunds auffasst (2.2.3). Abschließend findet sich eine Systematisierung der Bestandteile von Hörsituationen, wie sie in diesem Kapitel entfaltet wurden (2.3).

Im Zuge eines »practice turn« (Schatzki/Knorr-Cetina/v. Savigny 2001) setzt sich ein im Vergleich zu früheren Diskussionen in der Soziologie erweiterter Praxisbegriff durch, mit dem Hörning zufolge allgemein jenes Handeln bzw. jener gesellschaftliche Prozess verstanden werden soll, »mit bzw. in dem Menschen sich die Bedingungen ihrer historisch vorgefundenen Wirklichkeit aneignen und transformieren« (Hörning 2004: 27). Mit dieser Perspektivierung rückte die zuvor bestimmende Dimension der Poiesis, »die primär auf das tätige Herstellen, Hervorbringen von etwas Gegenständlichem, Äußerem und dem damit verbundenen Bewirken von etwas zielt« – wie Bühmann und Schneider explizieren, die aristotelische Dimension der Praxis – und »die sich auf ein sittliches Sein, eine angemessene Lebensführung und -gestaltung richtet, in den Hintergrund« (Bühmann/Schneider 2008: 31). Anschlussfähig ist dieses Praxisverständnis für ein

Forschungsinteresse, das sich mit Kultur befasst und dabei den akteursbezogenen und von den Akteuren mit initiierten Wandel in den Mittelpunkt rückt. Demnach sind es nicht nur Prozesse der Individualisierung, Globalisierung, Ökonomisierung oder Mediatisierung, die Transformationen vorantreiben (vgl. Krotz 2001, 2007, 2010), sondern es ist gerade der als Kulturwesen verstandene Mensch, der mit Kultur produktiv umgeht. Gemäß einer praxistheoretischen Wende lässt sich so nicht nur analysieren, wie in der Kultur und Gesellschaft – im Sinne des Doing-Paradigmas – Identität oder Geschlecht getan und Fahrstuhl gefahren wird (vgl. Hirschauer 1999), sondern eben auch danach fragen, wie die Menschen eigentlich ihre (auditive) Sinnestätigkeit im Tun selbst (re)produzieren. Allgemein gezielt ist damit, in den Worten von Hörning und Reuter (2004: 11), »auf die Pragmatik von Kultur; auf Praxiszusammenhänge, in die das Kulturelle unweigerlich verwickelt ist, in denen es zum Ausdruck kommt, seine Verfestigungen und seinen Wandel erfährt«. Benannt ist mit diesem Praxisbegriff eine sich im Kontext des Cultural Turn herauskristallisierende Perspektivierung, der zufolge Handlungsprozesse aus dem Tun und seinen Logiken heraus zu verstehen sind, aus denen sich dann gesellschaftliche und kulturelle Phänomene mit konstituieren. Der gesamten Studie und ihrem methodisch-methodologischen Vorgehen liegt folglich eine moderat sozialkonstruktivistische Annahme zugrunde, die Strukturen – im Sinne regelmäßiger Muster im Handeln und/oder Wahrnehmen von Menschen – eben nicht als objektiv gegeben verstanden wissen will, sondern annimmt, dass sie sich im Sinne eines Doing Culture im konkreten praktischen Vollzug manifestieren und perpetuieren (vgl. Hörning/Reuter 2004: 11).

Was könnte nun bei einem Verständnis von »Kultur als Prozess, als Relation, als Verb« (ebd.: 9) naheliegender sein, als sich vermittels der praxistheoretischen Orientierung dem Hören zuzuwenden? Kann es doch geradezu paradigmatisch als ein prozessuales, im dauernden und sich erneuernden Werden begriffenes, Relationen zwischen dem Innen und dem Außen eines (vergesellschafteten) Subjekts stiftendes Phänomen par excellence gelten, das Kultur und Natur zusammenfallen lässt: Die Menschen gelangen durch die Verfügbarkeit verschiedener Varianten von Hörtexten sowie mittels der durch die Miniaturisierung von Abspieltechnologien möglich gewordenen Gestaltung der Hörsituationen gegenwärtig in die Position, ihr Hören auf bestimmte Weisen zu tun. Hören ist nicht länger nur die Wahrnehmung des die Menschen selbstverständlich Umgebenden, sondern Teil und Resultat von Herstellungsleistungen, wie sie sich im Alltag aktualisiert finden. Das in den Aneignungspraxen involvierte Wissen entspringt keinem gefestigten Fakten- oder Lösungswissen, sondern einem Doing Knowledge (vgl. Hörning 2004), das als (implizites) Wissen kreativ und explorativ in der Praxis zum Einsatz kommt. Jenes Wissen lässt sich gerade nicht auf kognitive Bestände reduzieren, sondern ein solches Wissen wird zu einem sozialen Prozess: »einem

Prozess des sozialen Lernens, situationsangemessen zu handeln. [...] So treten die Orte und Zeiten des Wissens hervor, die physischen, sozialen und kulturellen Umstände, in denen Wissen hervorgebracht und eingesetzt wird« (ebd.: 35).

Wenn die menschlichen Sinne ein gleichermaßen auf die Natur bezogenes wie ein kulturell geformtes Phänomen sind (vgl. Ackermann 2003; Länger 2002, Lichau/Wulf 2012; Mraczny 2012), Kultur gegenwärtig in ihrem praktischen Vollzug untersucht und somit als Praxis verstanden wird, dann ist der Schritt ebenso naheliegend wie konsequent, auch die (auditive) Sinneswahrnehmung unter diesem Paradigma zu reflektieren. Entzifferbar wird selbige dann als ein von machtvollen Wissensordnungen und Praxisformen konstituiertes, getragenes wie auch zum Teil veränderliches Konstrukt. Der Herausforderung, die Grenzen der Wandelbarkeit herauszuarbeiten, nimmt sich die vorliegende Studie an. Um Missverständnissen vorzubeugen: Impliziert ist gerade nicht, dass all diese Wissensbestände auf identische Weise zugänglich und einem handelnden Subjekt gegenwärtig sind. Im Gegenteil beziehen viele in Praxisformen schlummernde Wissensbestände ihre Wirksamkeit gerade aus ihrem vorreflexiven, atheoretischen Charakter, sodass diese eben nur in und durch die Praxis selbst – in der Art und Weise, wie das eigene Hören getan wird – sichtbar werden. Schon die Klassiker der Soziologie haben die Anerkennung von Unbewusstheit, Präreflexivität und unhinterfragbaren Routinen immer wieder betont (vgl. Berger/Luckmann 1987; Garfinkel 1967; Schütz 1974). Neben der Subjektivität als solcher gilt in diesen Entwürfen für das Gelingen von Interaktionen, dass sie gleichermaßen Bedingung wie Produkt von automatisiert ablaufenden Schemata sind. Diese Regeln zeichnen sich durch die Nichtverfügbarkeit im kognitiven Bereich aus. In aktuelleren Debatten hat sich auch die Praxisdiskussion mit diesem Gegenstand befasst. Reckwitz brachte den Vorschlag ein, dass hinsichtlich dieser Ansätze zusammenfassend von »Analyseansätzen« gesprochen werden könne, die man quasi beliebig als »Theorien sozialer Praktiken«, »Praxistheorien« oder »Versionen einer Praxeologie« bezeichnen könne. Nahegelegt ist damit, dass es sich »bei Praxis und Praktiken lediglich um eine unterschiedliche Wortwahl handelt« (Meier 2004: 55), mit der keine Abweichungen in praxistheoretischen Grundlegungen verbunden wären. Dieser Annahme soll hier jedoch – weiter an Meier anschließend – nicht gefolgt werden. Danach wäre nämlich beispielsweise Bourdieus Theorie der Praxis eine Theorie sozialer Praktiken; existierende Differenzen zwischen unterschiedlichen Konzepten würden durch eine solche terminologische Undifferenziertheit verdeckt.¹ Weiter macht Meier (2004) deutlich, dass in den beiden angesprochenen Entwürfen

1 Häufig wird der Terminus der Praktiken nur als Plural des Begriffs der Praxis verwandt. Um Irritationen vorzubeugen, soll in der vorliegenden Studie stattdessen die Bezeichnung Praxisformen vorgezogen und ganz auf den Begriff der Praktiken im Kontext subjektiver Aneig-

von Bourdieu und Reckwitz je verschiedene Aspekte von Praxis, je unterschiedliche Konzeptionen des der Praxis zugrunde gelegten praktischen Wissens bzw. des Praxissinns zum Tragen kommen: Bourdieu interessiert, wenn er von Praxis spricht, weniger die Performativität des Handelns, verstanden als routinisierte und repetitive körperliche Ausführung, ebenso wenig wie deren konkret praktischer Vollzug. Vielmehr rückt er das Zustandekommen der zugrunde liegenden Unterscheidungen und Entscheidungen, entworfen als durch den Praxissinn angeleitete Orientierungen, in den Vordergrund. So bestimmt Bourdieu die Praxis selbst als Ort der Dialektik »von opus operatum und modus operandi, von objektivierten und einverlebten Ergebnissen der historischen Praxis, von Strukturen und Habitusformen« (Bourdieu 1987a: 98).

Aus der Perspektive Bourdieus lässt sich der frühe Entwurf zu einer Theorie sozialer Praktiken von Reckwitz (2000, 2003) dahin gehend kritisieren, dass eine Herangehensweise, »die bei der Beschäftigung mit routinisierten körperlichen Verhaltensmustern das zugrunde liegende Wissen bzw. Wissensordnungen lediglich voraussetzt oder beschreibt« (Meier 2004: 59), nicht als hinreichende Annäherung gelten kann.² Denn Praxisformen – egal, ob routinisiert oder repetitiv, unberechenbar oder innovativ – »sind nicht ohne Wissen und Wissensordnungen zu denken« (ebd.). Und es gibt noch einen Grund, weswegen nicht weiter auf das Konzept sozialer Praktiken rekurriert werden soll: Das Soziale in den Praktiken impliziert eine Aushandelbarkeit des gemeinsamen Tuns, die vor dem Hintergrund des Erkenntnisinteresses dieser Studie nicht unproblematisch erscheint. Wie angedeutet gibt der Kontext menschlicher Sinneswahrnehmung durch die Verfasstheit der Körper gewisse Grenzen vor, die sich sozialen Aushandlungsprozessen auf konstitutive Weise entziehen.

Anzunehmen ist mit Bourdieu ein strukturierter Zusammenhang zwischen Wissensbeständen, Hörsituationen konstituierenden Körperpraxen und gespürten Leibempfindungen, und zwar insofern, als über das Habituskonzept eine (über die Position im sozialen Raum stattfindende) Vermittlung hergestellt wird, die das eigenleibliche Spüren – als Resultat praktischer Ingebrauchnahme der eigenen Sinnestätigkeit (Körperpraxis) – gerade nicht als individuelle Tatsache entwirft, die unbeeinflusst von einer Gesellschaft und ihrer Kultur, den Diskursen und je historisch verfügbaren Wissensbeständen ist. Zugleich sind die Analysen der Somatisierungsprozesse von Bourdieu aus einer körpersoziologischen Per-

nungsweisen verzichtet werden. Im Zusammenhang mit den diskurstheoretisch ausgerichteten Argumentationen wird der Begriff der Praktiken jedoch auch hier weiterhin zu finden sein.

2 Interessanterweise sind es dann im Weiteren gerade die historischen Wissensordnungen, die Reckwitz (2006) in seiner Studie zum hybriden Subjekt herausarbeitet.

spektive unbefriedigend.³ Es wird im Habituskonzept zwar von der Einverleibung gesprochen, womit allerdings nicht der (neo)phänomenologische Leib gemeint ist. Bourdieu interessiert weniger, wie sich die strukturierten Wissensbestände strukturierend auf die subjektive Erfahrung niederschlagen und womöglich ein eigenleibliches Spüren präfigurieren. Vorgeworfen wird den praxeologischen Entwürfen von Bourdieu daher auch eine »Verkennung des Leibes« (Uzarewicz 2011: 169), sodass es geboten ist, im Weiteren über Bourdieu hinauszugehen, sobald wissensbasierte Einschreibungen und deren Folgen für den spürbaren Leib fokussiert werden. Dabei geht es in der vorliegenden Arbeit nicht bloß um die Annahme von zu Routinen geronnenen, rationalen und im Handeln bewusst und gezielt erprobten Wissensbeständen, die sich im Körper einlagern. Vielmehr gilt es nach Jo Reichertz (2008: 75) auch zu berücksichtigen, »dass ein Großteil des routinisierten Wissens nicht über den Weg des Bewusstseins in den Körper des Akteurs gefunden hat«. Eine solche soziologische Reflexion ähnelt sich der Phänomenologie an, in der metaphysische Aussagen vor einer soziologischen Klammerung existieren (können), die nicht durch Wissensbestände z. B. aus Interaktionen oder Sozialisationsprozessen profiliert sind (vgl. ebd).

Neben der Dualität aus Leib und Körper ist es für die vorliegende Arbeit zudem eine Aufgabe, im Folgenden auch Medien(technologien), ihre Kontexte und die über verschiedene Wissensbestände hergestellten Effekte so zu konzeptualisieren, dass sie als ein Bündel von konstitutiven Elementen verstanden werden: eine diskursiv wie technologisch-materiale Struktur, die ihre situativ wirksame Ausformung erst mit und durch die subjektive Dimension der wissensbasierten Aneignungspraxis hervorbringt. Gleichzeitig transportieren beispielsweise Mikrofonstimmen – wie weiter unten zu zeigen sein wird – in ihren Klangkompositionen eine eigene Wissensform. Dabei stehen die einzelnen, sich auf Medien beziehenden Praxisformen, wie sie sich in den Rezeptionssituationen zusammenfinden, in einem sich wechselseitig konstituierenden, konfigural ausbildenden Verhältnis zueinander. Es bietet sich folglich der Rückgriff auf eine dispositivanalytisch orientierte Forschung an. Darüber können die durchaus heterogenen, miteinander verknüpften Wissensbestände/-formen systematisch miteinander in Verbindung gebracht werden, sodass sie auch in ihrem gemeinsamen, wirklichkeitsgenerierenden Effekt und in ihren Verstrickungen mit dem Leibempfinden untersucht werden können. Das zwischen diesen heterogenen Elementen geknüpfte Netz wird hier als ein Dispositiv gedacht, das in den Hörsituationen praktisch und wirksam

3 Lindemann folgend bleibt »unklar, von was er spricht, wenn er vom Leib redet« (Lindemann 1996: 151), denn was genau die Hexis ist oder auch durch welche Prozesse das Soziale in den Körper kommt, das ist bei Bourdieu nicht weiter bestimmt. Daher wird in Kapitel 6.2 nach Ergänzungen gesucht, die solche Lücken füllen können.

in seiner Spezifik entfaltet ist. Das Dispositiv strukturiert »den Raum des Sagbaren bzw. des Sichtbaren (und damit des Bedeutbaren)« (Bührmann/Schneider 2008: 32), innerhalb dessen das Erleben der Dinge sowie das damit zusammenhängende leibliche Empfinden und körperpraktische Deuten der eigenen Sinnes-tätigkeit »zu eigensinnigen – d.h. normalen, anormalen, abweichenden, widersprüchlichen etc. – Erfahrungen werden kann« (ebd.).

Auch die Medientechnologie zählt – neben der körperlichen Verfasstheit der Menschen – zu den Bedingungen, deren transformative Potenziale für die sinnlichen Erfahrungsweisen der mit ihr agierenden Menschen relevant sind. Gleichfalls situativ verwoben findet sich in diesen Konfigurationen auch die menschliche Sinnestätigkeit.

Der hörende Mensch sieht sich in wachsendem Maße technologischen, das Akustische weitgehend verfügbar machenden Artefakten gegenüber, die die Konfiguration dieser Praxis ebenso an ihre strukturellen Bedingungen binden, wie sie dadurch spezifische Möglichkeitsräume auszubilden helfen. Interaktionsverhältnisse beziehen sich damit nicht länger und ausschließlich auf ein menschliches Gegenüber, sondern entgrenzen die Sozialwelt in Richtung nichtmenschlicher Materialitäten. Bezug nehmend auf solche Erweiterungen spricht Günter Burkart (vgl. 2007: 18 ff.) von einem soziotechnischen Handeln und macht so auf die konstitutiven Verwicklungen von Kultur und Technik aufmerksam. Derart wird eine früher vorhandene kausale Orientierung in der Techniksoziologie umgekehrt, insofern eine kulturtheoretische Perspektive darauf verweist, »dass die sozialen Gebrauchsweisen einer Technik anfangs noch keineswegs festgelegt sind, sondern sich erst durch kulturelle Ideen über ihre Nutzung ergeben« (ebd.: 18). Betont wird eine Definition der Technik als Kulturobjekt: Insofern kulturellen Verwendungsvisionen ein gewichtiger Stellenwert in der Dynamik von Technikgenese und der Aneignungen von Technik zugebilligt wird, zeigt sich das Wechselspiel von kulturellen Bestrebungen, Wünschen und Vorstellungen, die in Korrespondenz mit Technologiepotenzialen und den ihnen analogen Praxisformen zu bringen sind.⁴ Zu suchen ist ein dritter, vermittelnder Weg zwischen einem extremen Kulturde-terminismus und einem Technikdeterminismus. Sinnvoll ist es also, »von einer engen Durchdringung der beiden Sphären auszugehen, das heißt Technik als integralen Bestandteil des sozialen Handelns anzusehen, als eine Form der Vergesellschaftung des Menschen« (ebd.: 21). Über die Dispositivperspektive kann die zu leistende Vermittlung zugänglich gemacht werden, weswegen im Folgenden kurz-sorisch auf die Diskussionen um ein Mediendispositiv eingegangen wird. Davon

4 Burkart spricht dann von der Verstärkung kultureller Werte, von der Herausbildung eines neuen kulturellen Wertmusters und sich abzeichnender Lebensformen, über die die Technik erst den Weg in eine Kultur findet (vgl. ebd.: 20).

ausgehend ist eine dispositive Hervorbringung auditiver Wahrnehmung unter den Bedingungen technologischer (Re-)Produzierbarkeit von Sprache zu entfalten, in dem ein soziotechnisches Handeln einen konzeptionellen Stellenwert einzunehmen vermag.

2.1 Allgemeines zum Dispositivbegriff

Begründet durch das Erkenntnisinteresse steht bei dem in der vorliegenden Arbeit genutzten Aneignungsbegriff weder eine Inhaltsebene wie bei der Medienanalyse im Vordergrund (vgl. Geimer 2010; Göttlich 2006; Hepp 1998; Thomas/Langemeyer 2007; Winter 2010), noch geht es um eine genuine Untersuchung von unterschiedlichen Diskursen⁵ selbst, die sich um das Phänomen von Hörtexten und deren Aneignung organisiert haben. Im Mittelpunkt stehen die auf Medien bezogenen Aneignungspraxen, die als ein durchaus spannungsvolles Geschehen für die sich unter ihrem Eindruck konstituierenden sinnlichen Erfahrungsweisen entworfen sind: Das Subjekt unterliegt in gewissem Maße dem durch die jeweils verwandte Abspieltechnologie nahegelegten Handlungsprogramm oder den angeeigneten Medien Stimme und Schrift, ist jedoch gleichzeitig kontextspezifisch in der Lage, es auf Basis der ihm zur Verfügung stehenden (auch vorreflexiven) Wissensbestände individuell und eigensinnig zu verwenden.⁶

Um das Zusammenspiel solcher heterogener Elemente analytisch ebenso differenziert wie integriert beschreiben zu können, wird – wie erwähnt – das Dispositivkonzept nach Michel Foucault herangezogen. Der Dispositivbegriff stammt ursprünglich aus dem Französischen (*dispositif* = Gliederung, Vorrichtung) und wurde von Foucault in den 1970er Jahren in seine diskurstheoretisch orientierten Studien eingeführt. In einem Interview reflektiert er seine früheren diskursanalytischen Studien. Es wird sein gewachsenes Interesse deutlich, das sich in seinem Spätwerk – zu dem der Dispositivansatz zu zählen ist – nicht länger vornehmlich auf die diskursive Ebene reduziert, sondern sich auf verschiedene Ebenen und deren Zusammenspiel richtet: Er bestimmt die Elemente eines Dispositivs,

»das ein entschieden heterogenes Ensemble [ist], das Diskurse, Institutionen, architektonische Einrichtungen, reglementierende Entscheidungen, Gesetze, administrative Maß-

5 Wie Fachdiskursen in der Wissenschaft, Interdiskursen in den Medien und der Werbung. Lediglich die Interviewanalyse kann als eine Auseinandersetzung mit Alltagsdiskursen und ihren Wissensstrukturen gelten.

6 Wobei der Fokus hier gerade nicht auf solchen die Handlungsprogramme der Technologien unterlaufenden Aneignungspraxen liegt.

nahmen, wissenschaftliche Aussagen, philosophische, moralische oder philanthropische Lehrsätze, kurz: Gesagtes ebenso wie Ungesagtes umfasst« (Foucault 1978: 118 f.).

Das Dispositiv selbst ist »das Netz, das zwischen diesen Elementen geknüpft werden kann« (ebd.: 119). Foucault will zudem mit diesem Konzept gerade das Wesen der Verbindungen deutlich machen, das sich aus diesen heterogenen Elementen herstellen kann: Das Dispositiv ist nach Foucault immer in ein Spiel der Macht verwickelt, sowie

»immer aber auch an eine Begrenzung. Oder besser gesagt: an Grenzen des Wissens gebunden, die daraus hervorgehen, es gleichwohl aber auch bedingen. Eben das ist das Dispositiv: Strategien von Kräfteverhältnissen, die Typen von Wissen stützen und von diesen gestützt werden« (ebd.).

Foucault versteht unter Dispositiven ganz allgemein gesprochen durch Machtverhältnisse geprägte gesellschaftliche Praktiken (vgl. Rautenberg 2004: 5 f.). Interessant für den vorliegenden Zusammenhang ist die Frage, inwieweit das Dispositiv »Raum und Zeit, Wahrnehmungen und Rezeptionskontexte« strukturiert und »als Beschreibungsmodell für das Zusammenspiel von Zeichenebenen« dient (Lommel 2002: 66).⁷ Im Anschluss an Foucault gibt es mittlerweile mehr als nur einen Ansatz der Dispositivforschung.⁸ Bührmann und Schneider sprechen daher in ihrer weiter unten ausführlicher berücksichtigten Einführung von einem recht bunten Bild, das die mit diesem Begriff hantierende Forschungsliteratur zeige. Dabei stellen sie einerseits die Fruchtbarkeit dieses Ansatzes heraus, verweisen jedoch gleichzeitig auf die Gefahr, dass der Dispositivbegriff noch weiter zu verschwimmen droht (vgl. Bührmann/Schneider 2008: 10).

Als Ausgangspunkt ist nun ein durch die Cultural Studies und die Medienwissenschaft inspirierter Dispositivbegriff zu diskutieren, der mit und durch die hier als wesentlich betrachteten »theoretisch-konzeptionellen« Konturierungen sowie durch »methodisch-methodologische« Präzisierungen und Fundierungen von Bührmann und Schneider erweitert wurde. Kennzeichnend für diese ist die

7 In diesem letzteren Sinne wird der Terminus Dispositiv auch in den Buchwissenschaften verwendet; vgl. etwa zum Titelblatt als typografisches Dispositiv Rautenberg 2004: 6.

8 Seine Verbreitung nahm der Dispositivbegriff ausgehend von den Gender Studies, die bereits in den 1990er Jahren (vgl. Bublitz et al. 2000; Bührmann 1998, 2004) an Foucaults Forschungen zum sexuellen Begehren anschlossen; Foucault sprach hier von einem Sexualdispositiv (vgl. Foucault 1977a). Daneben findet er aber auch Verwendung in den Gouvernamentalitäts Studies (vgl. Becker 2004), den Disability Studies (Schulz 2014; Waldschmidt 2011) sowie in den Cultural Studies und Medienwissenschaften (vgl. Hicketier 1995; Spangenberg 2003), um nur einige der Felder zu benennen.

Überzeugung, dass das Dispositivkonzept immer auf den jeweiligen Gegenstand und das Erkenntnisinteresse hin flexibel anzupassen ist, was als Anlass genommen werden soll, darauf zu verweisen, dass die dispositivanalytische Perspektive in der vorliegenden Arbeit weniger der Vorbereitung einer Dispositivanalyse im engeren Sinne dient. Stattdessen geht es um die begründete Wahl eines konzeptionellen Rahmens, über den ein analytisch differenzierter Zugriff auf die einzelnen Ebenen des Untersuchungsgegenstands sowie auf deren konfigurationsales Zusammenspiel insgesamt möglich werden soll. Des Weiteren finden sich methodologische Setzungen, auf die zurückgegriffen werden soll, um so gleichfalls von dem integrierenden Potenzial einer dispositivanalytischen Forschungsperspektive zu profitieren.⁹

2.2 Die Ebenen der Subjektanordnungen im (auditiven) Mediendispositiv

In einem Mediendispositiv wird benannt und reflektiert, in welche Konstellationen das das Medium wahrnehmende Subjekt mittels der institutionellen Praxen, Strukturen und der spezifischen Materialität des Mediums selbst gesetzt ist. Dabei unterscheiden sich diese Mediendispositive je nach der Beschaffenheit des Mediums selbst, in ihrer historisch konkreten Gegebenheit wie auch in dem Grad der Beweglichkeit, den sie dem rezipierenden Subjekt in der mehr oder weniger vorgegebenen Anordnung zugestehen und ermöglichen. Insgesamt ist zu konstatieren, dass medienwissenschaftlich ausgerichtete Konzeptionen eines Dispositivs vornehmlich auf die technischen Aspekte und Konstellationen fokussiert sind. Deutlich wird dies vor allem am Fernsehdispositiv, das wegen umfänglicher Diskussionen nun exemplarisch für medienwissenschaftliche Auseinandersetzungen herangezogen wird. Mit seiner Hilfe lässt sich das konzeptionelle, auf die Hörtext-Aneignung zielende Erfordernis gut durch eine nachfolgende Abgrenzung konturieren.

Im Fernsehdispositiv wird nicht länger wie zuvor im Kinodispositiv¹⁰ von einer festen Anordnung ausgegangen, die dem Publikum durch die vorgegebenen Sitzpositionen einen einzigen möglichen Betrachterstandort einräumt. Aufgekündigt sind zugleich ideologische Effekte, »die auf Realitätseindruck, Erlebnisquali-

9 Worauf ausführlicher im Methodenteil und in Bezug auf den methodologischen Stellenwert der autoethnografisch angelegten Reflexion zurückgekommen wird.

10 Mit dem Ansatz des Kinodispositivs werden im Anschluss an Jean-Louis Baudry (1986a, 1986b) die räumlich-technische Anordnung der Apparate und deren Auswirkungen auf die filmische Wahrnehmung untersucht.

tät und Teilhabe-Suggestion abzielen und so die filmische Wahrnehmung wesentlich bestimmen« (Hicketier 1995: 48).¹¹ In Abgrenzung zu diesem starr gedachten Gebilde schlägt Hicketier seinen in der deutschsprachigen Diskussion einflussreichen Ansatz zum Fernsehdispositiv vor, in dem »Technik, Institutionen, Programme, Rezeption und Subjektverständnis als ein Geflecht von Beziehungen« verstanden werden sollen (Hicketier 1995: 63).¹²

Mit dem Fernsehdispositiv ist folglich der Versuch unternommen, die vielfältigen Elemente des Fernsehens in Relation zueinander zu setzen und somit »die komplexen situativen Bedingungen vor dem Fernsehschirm« zu bezeichnen (Sierek 1993: 67). Das auch im Fernsehdispositiv vorhandene Zusammenspiel von technischen und nichttechnischen Faktoren als zentrales Erkenntnisinteresse seiner Arbeit herausstreichend, hält Sierek weiter fest, dass die Zielsetzung des Ansatzes mehr umfasst als die Analyse der »technischen Voraussetzungen eines Geräts. Sie meint die aus den technischen Gegebenheiten implizierten und sie umgekehrt auch implizierenden ideologischen und imaginären Rahmenbedingungen des Sehens und Hörens mit ihm und durch es« (Sierek 1993: 76). Deutlich wird in diesem Beispiel, inwieweit die technologische Anordnung eben die Subjektivierungseffekte präfiguriert, da dort zwar eine im Vergleich zum Kino offenere Anordnungsstruktur gegeben ist, zugleich jedoch noch die im Kinodispositiv vorhandenen ideologischen Effekte mitgeführt werden. Stauff bezeichnet die Perspektivierung eines Fernsehdispositivs von Sierek daher auch als einen »Zwang zur offenen Subjektivität« (Stauff 2005: 169), da Sierek aus der Heterogenität des Fernsehens auf eine ebensolche Heterogenität der Subjektivität der Zuschauer schließe.

Hier interessant ist der Ansatz von Hicketier, da er im Kontrast zu vorherigen Verständnissen des Kinodispositivs von einer dynamischen und, analog zur technologischen Genese, historischen Wandelbarkeit des Dispositiv des Fernsehens ausgeht, die beispielsweise durch Innovationen wie die Fernbedienung und die Ausformung einer Programmstruktur o. Ä. begründbar ist. Ein zu statisches Dispositivverständnis wie das von Baudry kann diese relevanten Verschiebungen nicht treffend fassen. Sich von einem solchen zu starren Entwurf eines Dispositivs distanzierend, hält Hicketier fest: »Im Dispositiv des Fernsehen ist der Zuschauer eben nicht mehr Objekt, das durch die audiovisuelle Bilderwelt zu überwältigen ist, sondern als Subjekt ist es ein das Dispositiv wesentlich mitbestimmender Faktor« (Hicketier 1995: 80). Dennoch gilt es, auch gegenüber diesem Entwurf kritisch

-
- 11 Interessanterweise schließt aktuell Schulze an Baudry an und problematisiert eine utilitaristisch-technizistische Perspektive der Verarbeitungstheorie im akustischen Feld, laut der »alles datenförmig aufzubereiten und apparatisch nutzbar« (Schulze 2016: 244) zu machen wäre.
 - 12 Die Frage danach, inwiefern das Kinodispositiv durch die medientechnologische Evolution von Digitalisierung und der Konvergenztendenzen in Auflösung befindlich ist, bleibt hier ausgespart (vgl. dazu Hicketier 1995; Peach 1994).

zu bleiben, denn wie Stauff zeigen kann, ist dieser weiterhin der Vorstellung von einer repressiven Macht verbunden. Freiheit und Unabhängigkeit werden gerade nicht als produktive Elemente des Fernsehens einsichtig gemacht: »Macht wird gleichgesetzt mit der Einflussnahme auf Zuschauerinnen und Zuschauer; ihre Ursache hat sie in den Zielsetzungen und Rationalitäten externer Instanzen« (Stauff 2005: 175). Wenngleich verdeckter als zuvor, bleibt die Vorstellung eines Dispositivs aktuell, das in zwei Seiten zerfällt: das soziale, lebensweltlich subjektive auf der einen, und das technologisch, institutionelle (programmstrukturierte) auf der anderen. Implizit besteht weiter ein dichotom gedachtes Verhältnis und damit ein außermediales Subjekt als mögliches sowie eine substanzialistisch gedachte Macht (vgl. Stauff 2005: 175). Ausgehend von einer solchen Beschreibung ist wiederum der Schritt zur Ideologietheorie des Kinodispositivs nicht allzu weit; zumal die Idee einer eindeutig verortbaren Herkunft und Wirkrichtung der Macht angenommen wird. Auch wenn die Frage nach Subjektivierungseffekten und Machtwirkungen immer mit behandelt wird, bildet sie nicht den zentralen Ausgangspunkt in der Konzeptualisierung (vgl. Stauff 2005).

Angewandt auf das dieser Studie zugrunde gelegte Erkenntnisinteresse bedeuten diese Diskussionen, dass es sich gerade nicht so verhält, dass die technologische Konstellation an sich Macht und Subjektivierungseffekte zeitigt, die auf das Subjekt als solches zielen und die es entweder treffen oder denen es – dann eigen-sinnig und dies bemerkend – ausweichen kann. Vielmehr ruht schon die Einrichtung der Hörsituation selbst auf einem Macht-Wissen-Komplex auf, der nicht zuletzt mit der sozialen Position des Subjekts und seinen ihm verfügbaren Wissensbeständen zusammenhängt: Bereits die Entscheidung z. B. für oder gegen ein Hörbuch hat einerseits – bei manchen – etwas mit der nach wie vor existenten, wenn auch nicht mehr von allen als selbstverständlich geteilten, distinguierenden Zuschreibung an eine Buchkultur zu tun, sodass bildungsbürgerlich bestrebte Menschen dem Buch mehr Wertschätzung entgegenbringen mögen als einem Hörbuch. Andererseits hängen an der ausgeführten Praxis der Aneignung die eigenen, durch das leibgebundene Empfinden verschiedener Medien und die zuweilen erzwungenen Anordnungen des Körpers zum Medium begründeten Vorlieben. Diese leiblich empfundenen Vorlieben selbst können wiederum zusätzlich in Zusammenhang stehen mit einer Haltung, die sich in der Wahl der medialen Aneignungsweisen eines Textes frei fühlen möchte von einer das Buch überhöhenden Anpreisungen einer bürgerlichen Kultur, und sich daher offen für Alternativen zeigt, was sich wiederum im eigenen Sinnesempfinden und dessen Beschreibung niederschlagen kann.¹³ Es fällt auf, dass in dem Fernsehdispositiv-Ansatz von

13 So wird dann das Hören womöglich als Aneignungsform als angenehmer und ursprünglicher empfunden als die Kulturtechnik des Lesens.

Hicketier ein wesentliches Potenzial unterbelichtet bleibt, nämlich die wechselseitig verwobene Gestaltungsmacht und Strukturierungskraft von technologisch erzwungenen Anordnungen von Körper und Medium. Zu berücksichtigen sind die potenziell eigensinnigen, bestimmte (diskursive) Vorgaben und Angebote modellierenden und instrumentierenden, den Leib über Körperpraxen adressierenden und einbeziehenden Aneignungsweisen, die auf einem lebensweltlich situierten und erfahrungsmäßig gesättigten Wissen beruhen.

Es kann hier also nicht schlicht, wie implizit bei Hicketier, darum gehen, die – wenngleich auch als miteinander vermittelt gedachten – Pole von Medium und Aneignungssubjekt einander gegenüberzustellen. Stattdessen sollen die Aneignungspraxen und die in den Hörsituationen medientechnologisch gewählten Konstellationen¹⁴ als gleichursprüngliche Elemente einer Ermöglichungsstruktur betrachtet werden, die durch ihre Anordnung und folglich erst in und durch ihre spezifisch-praktische Verwobenheit die Wahrnehmungseffekte bei den Menschen hervorbringen.¹⁵ Die als Dispositiv gedachten Hörsituationen sollen im Folgenden insbesondere unter Berücksichtigung der innerhalb der Anordnung von Mensch und Technologie denkbaren Beweglichkeit der rezipierenden Person systematisch betrachtet werden. Nicht nur, dass dieser Umstand auch der wesentliche in der Fortentwicklung von einem Kino- zum Fernsehdispositiv gewesen ist (vgl. Baudry 1986; Hicketier 1995; Stauff 2005), ein solch akteurszentrierter Fokus ist zudem wegen der medientechnologischen Genese der Geräte und ihrer Tendenz zur Miniaturisierung und Tragbarkeit sinnvoll, gleichzeitig aber auch aufgrund der im Erkenntnisinteresse gründenden Perspektivenverschiebung von einer Blickkonstellation zu einer die Subjekte weniger unmittelbar körperlich fixierenden Hörkonstellation. Anders ausgedrückt: Die vorliegende, notwendig kursorisch bleibende Skizze betont, dass das dispositive Arrangement von Hörtexten keine einheitliche Anordnung ist (vgl. Stauff 2005: 167).

In dem Maße, in dem der technologisch gesetzten Anordnung durch die beweglicher gewordenen Subjekte ihre vermeintlich eindeutigen Macht- und Subjektivierungseffekte abhanden kommen, ist es aus einer soziologischen Perspektive und dem vorliegenden Forschungsinteresse heraus naheliegend, die damit entstehenden Freiheitsgrade in der Ausgestaltung der Konstellationen konzeptio-

14 Mit welchen hier eine zeitweilig aufeinander abgestimmte und bezogene Praxis des Arrangierens und Kombinierens der spezifischen Verwendung einzelner medientechnologischer Potenzialitäten gemeint sein soll; d. h., ein aus dem Radio stammender Audio-Podcast ist nicht ohne gezielte, verschiedene Technologien nutzende Vorkehrungen beispielsweise im Autoradio zu rezipieren.

15 Ausgegangen ist folglich davon, dass sich Dinge wie die Abspieltechnologien nicht auf ihren semiotischen Gehalt reduzieren lassen, und somit auch »niemals isoliert, sondern nur im Verbund mit anderen Dingen, Körpern und Praktiken analysieren lassen« (Prinz 2015: 57).

nell durch eine stärker fokussierte Akteurszentrierung zu kompensieren. Die Heterogenität und Offenheit der dispositiv gedachten Hörsituationen für verschiedene Wahrnehmungsweisen erweist sich damit als zentraler Ausgangspunkt (vgl. Elsner et al. 1994: 39). Verbunden sind damit je nach Gestaltung der Rezeptionssituation Wahrnehmungschancen ermöglichende Effekte, die das jeweilige Mediendispositiv besitzt.¹⁶ Bei diesen als Freiheitsgrade zu bezeichnenden Aspekten weist Stauff, das Fernsehdispositiv adressierend, zu Recht darauf hin, dass »diese ein (eben doch systematisch produzierter) Effekt der spezifischen Anordnung sind und deren Funktionieren nicht unterlaufen, sondern gerade ausmachen.« Eine Heterogenität sei – so fährt er fort – weniger willkürlich als vielmehr produktiv und strategisch funktional: »Weder die Kopplung von Praktiken an das Medium noch die interne Ausdifferenzierung vielfältiger Formen sind völlig kontingent« (Stauff 2005: 168). Für die vorliegende Arbeit sind somit weder die sich an der Programmstruktur maßgeblich orientierenden Akzentuierungen eines Fernsehdispositivs von Hicketier noch die insbesondere im Kinodispositiv entfaltete Betonung der räumlich-apparativen Anordnung letztlich instruktiv für die Herausforderung, die flexiblen Anordnungen und Wahrnehmungseffekte (mobil) angeeigneter Hörtexte zu denken.

2.2.1 Ein soziologisches Mediendispositiv

Medien und ihre kommunikativen Angebote sollen, wie bereits angedeutet, im Weiteren nicht schlicht als Kommunikations-, Informations- oder Distributionskanal, sondern als gesellschaftlich und kulturell grundlegende, situativ und subjektiv gestaltete, leibliches Spüren (potenziell) transformierende, Wahrnehmungsanordnungen ermöglichende Elemente verstanden werden, die zu einem konkreten historischen Zeitpunkt relevant und wirksam werden und in diesem Sinne zu reflektieren sind.¹⁷ Ähnlich angelegt ist der jüngst erschienene Band »senseAbility«, in dem gefragt wird, »in welcher Weise sensorische Praktiken mit ihren (technologischen) Umgebungen interagieren, diese ausloten und wechselseitig mit ihnen verfertigt werden« (Ochsner/Stock 2016: 11). Im Rekurs auf den Diskussionsstand zeichnet sich ab, dass sich bisher weder ein auf die Medien be-

16 Im Folgenden bleiben der institutionelle Rahmen und die institutionellen Praktiken weitestgehend ausgespart, da sich dieses Feld, reichend von Radioredaktionen bis hin zu Verlagshäusern, zu weit aufspannt.

17 Stauff spricht in diesem Zusammenhang von einer radikalen Kontextualisierung der Medienanalyse, die zeigt, inwiefern die Effektivität und ihr Funktionieren Existenzbedingungen außerhalb der Materialität besitzen (vgl. Stauff 2005: 145).

zogenes gouvernementales (vgl. Reichert 2008; Thomas/Langemeyer 2007) noch ein kultursoziologisches Forschungsinteresse »systematisch auf den Aspekt der Selbst-Deutung, des Selbst-Erlebens und der Selbst-Wahrnehmung der Individuen und damit auf ihr Selbstverständnis im Sinne der eigenen Identität« eingelassen haben, also auf das, was Bührmann und Schneider als Subjektivierungsweise beschreiben (Bührmann/Schneider 2008: 71).

Mit der Aneignung von Hörtexten ist verwiesen auf einen von verschiedenen Wissensformen konstituierten Prozess, der sowohl die Ebene vorreflexiver, leiblich verankerter, subjektiver Wissensbestände einbezieht als auch deren konstitutive Zusammenhänge mit dem Subjekt äußerlichen, verobjektivierten, diskursivierten Wissensbeständen, wie sie im Kontext der Medien und den ihnen analogen Technologien sowie in Form deren inhaltlicher Angebote vorhanden sind. Wie auch immer eine Aneignungsweise konkret aussieht, die Technologie ist wenigstens zum Teil und auf einer Bedeutungen konstituierenden Ebene als eine durch das Subjekt auszugestaltende Ermöglichungsstruktur zu verstehen, die auf die (kognitive wie leibliche) Selbst-Erfahrung Einfluss nimmt.

Die zuvor skizzierte Konzentration auf eine starre Apparatur und eine ebenso starre Blickanordnung lässt sich interpretieren als vorherrschende Funktion des Panopticon-Modells¹⁸ in der medienwissenschaftlichen Diskussion des Dispositivkonzepts (vgl. Stauff 2005). Notwendig zu vollziehen ist damit eine Einschränkung der medienwissenschaftlich orientierten Vorstellung eines Dispositivs, der zufolge die Macht in der Konstellation unmittelbar durch die technologisch gesetzte Anordnung ausgeübt wird (vgl. ebd.: 160). In einem solchen Verständnis sind das die Hörsituationen dispositiv konfigurierende Zusammenwirken des medientechnologischen Gegenstands, die auf das Abspielgerät bezogenen Praxisformen und seine diskursive Konstruktion¹⁹ ebenso wie seine Wirkungen nicht zu differenzieren. Nur insofern sich die Subjekte in einer Hörsituation als konstitutive und in sich eigendynamische, wesentliche relationale Bestandteile des dispositiven Gefüges – wie in der Realität auch – einbringen können, lässt sich das jeweilig geknüpfte Netz heterogener Elemente analytisch differenziert aufzeigen. Schließlich bekommt man es mit Überlagerungen zu tun, bei denen sich sinnesmäßiges Empfinden, die subjektiv-symbolische Ausdeutung von Technologien

18 Inspiriert ist ein solches offenkundig durch Foucaults Studie »Überwachen und Strafen« (1977), in der er das sich im 19. Jahrhundert herausbildende Gefängnisdispositiv beschreibt, in dem die Disziplinarmacht in Zusammenhang gebracht wird mit u. a. architektonischen Anordnungen, denen je spezifische Machtwirkungen eingeschrieben sind.

19 Ausgangspunkt für das konstitutionslogische Verweisungsverhältnis von Technologien und Diskursen ist »die schiere Faktizität einer Mannigfaltigkeit von Aussagen, die nicht auf hinter oder in ihnen verborgene objektive Tatbestände zurückgeführt werden, sondern im Verhältnis zueinander Regelmäßigkeiten aufweisen und Effekte haben.« (Lösch et al. 2011: 14 f.)

und die Hör- und Erlebnisweisen als miteinander vermittelt herausstellen. Damit ist der Untersuchungsgegenstand als soziotechnische, dispositive Konstellation zu begreifen, wie sie in aktuelleren Diskussionen um auditive Kulturen konzipiert wird, eine Konstellation, in der »Klänge verschiedenster Art operieren und Fertigkeiten des Hörens ausgebildet werden« (Vollmar/Schröter 2013: 13). Die Wirkmächtigkeit von Klangphänomenen – und damit auch die der technisch reproduzierten Stimme in Hörtexten – kann betrachtet werden als das Resultat des »komplexe[n] Zusammenwirken[s] diverser sozio-kultureller, technischer, epistemischer und ästhetischer Kontexte, die historisch gewachsen und kontingent sind« (ebd.: 13). Das heißt, es geht nunmehr gegenwärtig auch in medienwissenschaftlich ausgerichteten Untersuchungen »nicht einfach nur um Klangphänomene oder deren Wahrnehmung, sondern um Kollektive, die sich wesentlich durch den Umgang mit Klang und Klanggestaltung auszeichnen, d.h. um Klänge im jeweiligen Kontext historisch und lokal spezifischer Praktiken in Netzwerken aus Personen, Zeichen und Technologien« (Vollmar/Schröter 2013: 10). Mit dieser Beschreibung fassen sie letztlich, was unter auditiven Medienkulturen zu verstehen ist. Dieses komplexe Zusammenwirken ist strukturiert durch die benannten heterogenen Ensembles, bestehend aus diskursiven wie nichtdiskursiven Praktiken (vgl. Bührmann/Schneider 2008: 51 ff.), die sich um diese Phänomene herum organisieren, sie konfigurieren und so erst in ihrer jeweiligen Ausformung mit hervorbringen. Diese wechselseitigen ko-konstitutiven und ko-konstruktiven Prozesse zu reflektieren, ist das Ziel einer dispositivanalytischen Forschungsperspektive.

Als analytische Differenzierung zwischen diskursiven und nichtdiskursiven Praktiken soll es für die vorliegende Arbeit hinreichend sein, davon auszugehen, dass diskursive Praktiken »jene des Sprach- bzw. Zeichengebrauchs [sind], die erforderlich sind, um als Sprecher bzw. Sprecherin in einem Diskurs fungieren und Gehör finden zu können« (Bührmann/Schneider 2008a: 115).²⁰ Demgegenüber sind nichtdiskursive Praktiken »symbolisch aufgeladene Handlungsweisen oder Gesten innerhalb eines Diskurses, die durch ihren Vollzug den Diskurs stützen, aktualisieren oder auch verändern« (ebd.; für eine ausführlichere Diskussion

20 Foucault selbst äußerte zum Verhältnis diskursiver und nichtdiskursiver Praktiken: »[...] für das, was ich mit dem Dispositiv will, ist es kaum von Bedeutung, zu sagen, das hier ist diskursiv, das hier nicht. Vergleicht man etwa das architektonische Programm der Ecole Militaire von Gabriel mit der Konstruktion der Ecole Militaire selbst: Was ist da diskursiv, was institutionell? Mich interessiert dabei nur, ob nicht das Gebäude dem Programm entspricht.« (Foucault 1978: 125). Analog dazu ließe sich sagen, dass in der vorliegenden Arbeit weniger im Untersuchungsfokus steht, inwieweit die Hörpraxen nun (nicht)diskursive Praktiken darstellen, sondern, ob und inwiefern Aneignungsweisen analog sind zu bestimmten vorfindlichen Diskursivierungen von Medien, (mobilen) Aneignungspraxen und Sinnesanthropologien.

Keller 2005: 250 ff.). Einer Dimensionierung von Rainer Keller folgend sind die zu rekonstruierenden Hörpraxen als diskursexterne Praktiken zu begreifen, die auf einer »relativ diskursunabhängigen« (Keller 2005: 252) Alltagsebene zu verorten sind und in unterschiedlichen gesellschaftlichen Praxisbereichen »die alltäglich tradierten und routinisierten Arten und Weisen, etwas zu tun« (ebd.), bezeichnen.²¹ Folglich besitzen auch die kulturellen Artefakte Einfluss auf das Wahrnehmen und Handeln von Subjekten, sodass es im Folgenden gilt, die symbolisch-diskursiven wie die technologisch-materialen Bedingungen durch eine differenzierte Analyse von verschiedenen Subjektivationsprozessen zu erweitern. Leisten doch die Subjekte in ihren und durch ihre als Selbsttechniken (vgl. Foucault 1993) zu fassenden medienbezogenen Aneignungsweisen einen Beitrag für das Zustandekommen sozialer Wirklichkeit, indem sie sich über individuelle und eigensinnige, widerständig bis konforme (als Subjektivierungsweise zu verstehende) Deutungen positionieren. Im Rahmen einer empirischen Analyse ist somit zu beachten, inwiefern Akteure neben ihrer Präsenz im sozialen Raum auch im symbolischen Raum als Subjekte eines Diskurses an demselben teilnehmen, indem sie in ihrem Sprechen, Deuten und Handeln einen Bezug zu seinen Strukturen herstellen (vgl. Diaz-Bone 2002: 113 ff.). Gemeint ist damit, dass die Menschen nicht nur die funktionalen Angebote der verfügbaren Medientechnologien zu nutzen wissen, sondern dass sie zugleich und notwendig in diesem zu vollziehenden Aneignungsprozess immer auch einen Umgang mit der Bedeutung konstituierenden, sprachlich-symbolischen Diskursebene der Medien(technologien) haben. Die vorgeschlagene praxistheoretische Annäherung an das Phänomen medienvermittelter Aneignung von Hörtexten fokussiert, wie einleitend zu diesem Kapitel expliziert, auf die im praktischen Tun vollbrachte Hervorbringungsleistung von Bedeutungen, Logiken und Selbstverständlichkeiten. Zu systematisieren ist mithin, wie sich in den eingerichteten Hörsituationen die konstitutiv beteiligten Dimensionen diskursiver und nichtdiskursiver Praktiken konfigurieren. Gefragt werden muss also, wie das im Feld des Auditiven zu beobachtende Geschehen im Sinne von spezifischen Wirklichkeitseffekten auch im praktischen Tun hergestellt wird und wie dieses wechselseitig konstitutive Zusammenspiel aus Subjekten, ihrer körperlichen Verfasstheit, Wissensformen und technologischen Artefakten vorzustellen und zu rekonstruieren ist.

21 Obgleich es sich bei Hörpraxen zuweilen eben auch um diskursmodellerte Praktiken handeln kann, womit die Problematik analytischer Differenzierungen angesprochen ist, die mitunter nur im Einzelfall und nicht kategorisch entschieden werden kann.

2.2.2 Objektivationen, Subjektivierungsform und Subjektivierungsweise

Die vorliegende, sich die Rekonstruktion von Hörweisen vornehmende und auf die Aneignungspraxen unterschiedlicher Medien wie Schrift und Stimme bezogene Analyseprogrammatik adressiert das Dispositivkonzept als Forschungsperspektive. Bezug genommen werden kann so auf eine begrifflich-theoretisch wie empirisch-forschungspraktische Bestimmung des untersuchten Feldes. Es geht um die Reflexion eines je über Wissen vermittelten Verhältnisses von Diskurs, Macht und gesellschaftlichem Sein. Das Sein ist hier – darin Bührmann und Schneider folgend – zu verstehen als

»sinnlich-materiale gesellschaftlich vermittelte Praxis, die die sozialen Beziehungen zwischen Menschen, ihren Umgang mit den sie umgebenden Dingen sowie ihre damit jeweils verbundenen (Selbst-)Erfahrungen – als Subjekte – konstituiert und formiert. Diese Praxis ist orientiert an und eingebunden in die je geltende(n) Wissensordnung(en), womit die jeweiligen Diskurse ihre Machteffekte entfalten können, weil und indem sie im Denken – im (Für-)Wahrnehmen – und Handeln der Menschen wirksam werden« (Bührmann/Schneider 2008: 32 f.).²²

Damit geht es in einer an Peter L. Berger und Thomas Luckmann (1987) sowie an den symbolischen Interaktionismus anknüpfenden und daher sozialkonstruktivistisch²³ angelegten dispositivanalytischen Forschungsperspektive darum, »genau dieses Geworden-Sein einer als gegeben wahrgenommenen gesellschaftlichen Ordnung als Resultat grundsätzlich kontingenten menschlichen Handelns [...] in seinen Bedingungen, Möglichkeiten und Auswirkungen empirisch zu re-konstruieren« (ebd.: 33 f.).²⁴ Ausgehend von der standortgebundenen subjektiven Per-

22 Dabei können und müssen diese Diskurse selbst – nicht zuletzt, um das Erkenntnisinteresse zu schärfen – durchaus differenziert betrachtet werden: macht es doch einen Unterschied, ob eine Werbeaktion mit einem inhaltlichen Postulat versucht, eine Wirklichkeit als mögliche und erstrebenswerte herzustellen, oder ob ein wissenschaftlicher Spezial- bzw. Fachdiskurs basierend auf vermeintlichen Evidenzen seiner spezifischen Wissenskonstruktion eine bestimmte Haltung oder Aneignungsweise kritisiert oder als legitim und adäquat erscheinen lassen will (vgl. dazu Kapitel 4).

23 Das heißt, dass die jeweils (diskurstheoretisch) zu analysierende Wirklichkeit grundsätzlich gesellschaftlich konstruiert ist und so auch der (alltagspraktische wie wissenschaftliche) Zugang zu ihr immer schon als ein gesellschaftlich vermittelter zu denken ist (vgl. Keller 2005: 124 ff.).

24 Insofern wendet sich auch die vorliegende Arbeit »gleichermaßen gegen eine objektivistische Sichtweise, die jenen neutralen, gewissermaßen außerhalb der Welt angesiedelten, Sonderstatus für den wissenschaftlich Beobachtenden unterstellen muss, wie gegen eine sub-

spektive, die durch die sozialen Bezüge und die Positionierungen im kulturellen Kontext ihre zu reflektierende Prägung erfährt, fallen die wissensbasierten Praxisformen des Alltagssubjekts mit seinem die Sinne affizierenden körperpraktischen Tun zusammen und können folglich auch nur als miteinander vermittelt rekonstruiert werden. Es ist an dieser Stelle sinnvoll, einen auf Foucaults Vorlage aufbauenden zentralen Ausschnitt von Bührmann und Schneider zu zitieren, in dem festgehalten ist, was unter dem Bündel dispositiver Bestandteile und Ebenen verstanden werden soll: Ihnen folgend geht es um Ensembles,

»welche Diskurse, Praktiken, Institutionen, Gegenstände und Subjekte als Akteure, als Individuen und/oder Kollektive, als Handelnde oder Erleidende umfassen. Sie [die heterogenen Ensembles; M. S.] bezeichnen mithin komplexe Ausschnitte einer historisch gewordenen Sozialwelt mit ihrem (je typischen) Sagen und Tun, ihren spezifischen symbolischen Sichtbarkeiten wie materialen Vergegenständlichungen (von den uns umgebenden, sinnlich-material erfassbaren Alltagsdingen bis hin zu unseren leiblich erfahrbaren Körpern) und den in all diesem erscheinenden, machtvollen Regeln ihrer Wahrnehmung, ihrer Gestaltung, ihres Gebrauchs« (Bührmann/Schneider 2008: 68).

Anhand dieses Zitates erscheint die angedachte Vorbereitung des Übergangs hin zu einer neophänomenologisch anschlussfähigen Perspektivenerweiterung des Dispositivkonzepts naheliegend und machbar. Wesentlich für eine solche Perspektivenerweiterung ist, dass die Wahrnehmung »von den uns umgebenden, sinnlich-material erfassbaren Alltagsdingen bis hin zu unseren leiblich erfahrbaren Körpern« (ebd.) als ein Konstruktionsprozess entworfen ist, der sowohl die Vergegenständlichungen wie die diskursiven Deutungen und die sozialweltlich verorteten, relevanten Wissensformen als auch deren wechselseitige Hervorbringungen reflektiert.²⁵ Angenommen ist eine als umfassend gedachte und so auch zu rekonstruierende soziokulturelle Ordnung, die mittels der Analyse der machtvollen Regeln ihrer Wahrnehmung, ihrer Gestaltung, ihres Gebrauchs einsichtig macht, wie die strukturierten und strukturierenden Vorgänge des Wirklich- und Wirksamwerdens von sinnlich wahrnehmenden Körpern sich vollziehen (vgl. ebd.: 68). Insofern der Begriff des Körperwissens als praxeologischer Begriff gefasst wird (vgl. Keller/Meuser 2010), kann die Frage erörtert werden, welche Relevanz das jeweilige Körperwissen für die einzelnen Körperpraxen besitzt. Daneben

jektivistische, individualistisch-reduktionistische Perspektive, die individuelle Akteure als erkennende Subjekte ins Zentrum rückt und die Welt, in der diese Akteure leben, von ihnen her als erklärbar setzt« (Bührmann/Schneider 2008: 34).

25 Somit gelten das eigenleibliche Spüren und das leibliche Verstehen diesen Grundlegungen nach als etwas vielfältig Vermitteltes.

kann der sinnlich wahrnehmende Leib in der hier vorzuschlagenden Perspektive – neben seinem Beitrag, die Sprachzeichen kognitiv zu entziffern – beim leiblichen Verstehen für das Subjekt als ein Medium der Erkenntnis fungieren.²⁶

Im Rückgriff auf Foucaults Bestimmung des Dispositivs differenzieren Bührmann und Schneider im Weiteren zwischen Subjektivationen und Objektivationen, die durch spezifische Macht-Wissen-Konstellationen und die je konkrete gesellschaftliche Erfahrung miteinander wechselseitig in Beziehung stehen (vgl. ebd.: 69 ff.). Diskurs und Machttechniken wirken, so verstanden, produktiv zusammen, indem sie zu Objektivationen geronnene, diskursive Prozesse auf materiale Vergegenständlichungen beziehen und gleichermaßen bestimmte Subjektivitätsformen und Subjektivitätstypen hervorbringen. In einer dispositivanalytisch orientierten Identifikation von Machtstrategien stellen in dem vorliegenden Verständnis die Diskurse ein Element neben anderen dar. Es gilt nun – nicht länger allein ausgehend von Diskursen, sondern mit ihnen vermittelt –, das Zusammenspiel der Bestandteile der Machtstrategien mit Praxisformen, Institutionen und Diskursen zu beschreiben (vgl. Seier 1999: 80 ff.).

Die eine Ebene, die der Objektivationen, ist nach Bührmann und Schneider als das Resultat von durch Praktiken hergestellten Dingen zu bestimmen, wobei diese Praktiken an Diskurse anschließen, ebenso wie sie zugleich mittels des in ihnen ebenfalls zur Anwendung kommenden nichtdiskursiven – beispielsweise leiblich gebundenen, kognitiv nicht verfügbaren – Wissens über sie hinausgehen. Somit sind Objektivationen als objektivierte Regelwerke, Rituale und/oder Artefakte zu verstehen (vgl. ebd.: 54), in denen sich diskursive Prozesse vergegenständlichen, in gewisser Weise symbolträchtig materialisieren und dadurch gleichsam manifest und einbezogen werden in gesellschaftliche Institutionen und die Muster vergesellschafteter (Handlungs-)Prozesse²⁷ (vgl. Bührmann/Schneider 2008: 47 ff.).

Auf der Ebene der Subjektivation führen Bührmann und Schneider mit ihrer Differenzierung von Subjektivierungsform und Subjektivierungsweise eine entscheidende und wegweisende Erweiterung ein: So wird bezüglich der subjektivierenden Wirkungen, die Diskurse auf Individuen und Identitäten haben können, zwischen zwei verschiedenen Ebenen differenziert. Freigegeben ist damit der Blick dafür, dass die Subjektivierung kein deduktionslogisch und nur im Hinblick auf Diskurse zu bearbeitendes Unterfangen ist (Bührmann nennt dies die Gefahr

26 Die detaillierte Auseinandersetzung damit findet sich in Kapitel 6.2.

27 Weiterhin ist die Rede von einer umfassenden Konstitutionsanalyse, die mit dem Interesse an Objektivationen verbunden ist und die genauer nach »ihren materialen Herstellungs- und Verwendungspraktiken sowie der darin zum Ausdruck gebrachten symbolischen Gehalte« (Bührmann/Schneider 2008: 58) fragt.

einer linguistischen Idealisierung; vgl. Bührmann 2005: Abs. 5). Analytisch gesehen voneinander finden sich so die Ebenen der Subjektivierungsform und der Subjektivierungsweise. Das eine Moment, die Subjektivierungsform, ist die Frage danach, wie Diskurse die Subjekte adressieren, entwerfen und zuzurichten versuchen; auf der Ebene der Subjektivierungsweise hingegen stellt sich die Frage, wie sich ein mit einem Bewusstsein ausgestattetes Selbst zu diesen diskursiven Anrufungen und Zumutungen (mehr oder weniger bewusst) verhält. Die diskursiv vermittelten Subjektformierungen und -positionierungen enthalten so gesehen ein Wissen darüber,

»wer der einzelne im Verhältnis zu sich und anderen sein soll, welche Praktiken dabei zu verfolgen sind und welche Bewertungen damit einherzugehen haben. Dabei ist nicht nur dieses diskursiv vermittelte Subjekt-Wissen empirisch zu rekonstruieren, sondern auch empirisch zu klären, was von alledem von Individuen wie (über welche Selbst-Praktiken) angeeignet und in Alltagshandeln umgesetzt wird.« (Bührmann/Schneider 2008: 70)

In konzeptionell analytischer Sicht muss zwischen Subjektivationen und Objektivationen ein an die Subjekte, ihre Standorte und an die jeweils gegenwärtig möglichen Erfahrungen gebundenes Wissen geschaltet werden. Eben dieses Wissen wird in der Interaktion mit der materiellen wie menschlichen Umwelt ausgebildet und fortwährend modifiziert sowie mit anderen Menschen intersubjektiv abgestimmt. Mit Karl Mannheim ist dieses Wissen als eine seinsgebundene Form des Wissens zu bezeichnen (vgl. Mannheim 1980: 114 ff.); es steht in Wechselbeziehung nicht nur mit diskursiven Begebenheiten, sondern ebenso mit den Materialitäten und Artefakten der Lebenswelt. Folglich umfasst dieses praktische, seinsgebundene Wissen nicht ausschließlich ein diskursives Wissen, sondern in seiner Wissensform ebenfalls nichtdiskursive Komponenten (vgl. Bührmann/Schneider 2008: 73). Insbesondere für einen Anschluss an die (Neo-)Phänomenologie erscheinen solche nichtdiskursive Komponenten von Wissensformen relevant. Daher soll als ein Beleg für die weiter oben angedeutete Übersetzbarkeit von Dispositivforschung in phänomenologisch orientierte Theorieperspektiven kurz auf den medienökologischen Ansatz nach Steffen Lepa (2013) eingegangen werden, da dieser auf das Dispositivkonzept nach Bührmann und Schneider zurückgreift, indem er sich auf den Begriff der Subjektivierungsweise bezieht.

2.2.3 Subjektivierung in dispositiven Höranordnungen

Anhand des medienökologischen Ansatzes nach Lepa (2013) soll nun kurz ein phänomenologischer Zugang zu einer dispositiven Formierung auditiver Wahrnehmung durch technologisch ermöglichte Höranordnungen vorgestellt werden. Integriert finden sich hier sowohl das den Aneignungsweisen zugrunde liegende Wissen, das die dispositiven Anordnungen und Effekte mit konfiguriert, als auch die technologisch materialen Bedingungen, die Klänge hervorbringen.²⁸ Entgegen der Fokussierung der meisten empirischen musiksoziologischen Arbeiten, die bislang vorwiegend auf die mit dem Kontext identifizierte soziale Rahmung des Rezeptionsakts abzielen und somit die Frage der Materialität den Werken zuschreiben, will die von Lepa beschriebene Perspektive den Blick empirisch auf die beim Musikhören genutzten Räume und Wiedergabeapparaturen als den materiellen Kontext der Rezeption ausweiten (vgl. Lepa 2013: 385). Lepa illustriert den medienökologischen Ansatz dann an zwei charakteristischen Höranordnungen: am – von ihm so genannten – Lautsprecher- und am Kopfhörer-Dispositiv.

Als eine der typischen Rezeptionssituationen wird in den Interviews, die von der Forschergruppe um Lepa durchgeführt wurden, das aktive, bewusste Hören und emotionale Genießen von spezifisch zu diesem Zweck ausgewählter Musik beschrieben. Dieses findet allein im heimischen Bereich, meist im eigenen Wohn- oder Schlafzimmer statt. Kennzeichnend für diese Situation ist weiterhin, dass die Musik nicht während anderer Tätigkeiten im Hintergrund abgespielt wird, sondern der Rezeption ein Stück Zeit im Alltag eingeräumt wird, sodass man sich ausschließlich der Rezeption widmet und die Musik erlebt. In der Regel wird in diesen Situationen zum Abspielen ein stationäres Gerät wie ein PC bzw. ein Laptop oder eine klassische Hi-Fi- oder Kompaktanlage verwendet. Zur Vorbereitung der Rezeption werden die äußeren Umstände so eingerichtet und der Körper auf eine Art positioniert, dass die Aufmerksamkeit ausschließlich auf die Musik gelenkt werden kann, sodass die Rezeption sich zu einem besonderen, emotionalen Ereignis zu entfalten vermag, das zelebriert werden kann.

Im Kontrast dazu wird von den interviewten Personen auf die Frage, warum sie den Sound von Kopfhörern in Situationen des häuslichen – mithin solipsistischen – Musikhörens bevorzugen, auf eine besondere, direktere und intimere

28 Entwickelt ist diese die dialektisch-kritische Perspektive im Dispositivbegriff selbst aufrufende und konzeptionell einfangende Dimension in Bezug auf das Konzept von Melita Zajc, in dem es heißt: »Using a technology, every single person, as a user knowing what it is for is put into a previously defined subjective position and is, in these terms, an effect, constituted and determined by technology; however, because individual use is constitutive for the use of technology, every single person, by using a technology, presents at least a potentiality of using it differently, or even contrary to what it is for« (Zajc 1999: 172).

körperliche Empfindung der Musik verwiesen, die durch die Kopfhörer im Unterschied zur Lautsprecherwiedergabe ermöglicht wird. Lepa begründet die damit konstituierte Differenz mit dem Umstand eines im Vergleich zum Lautsprecher-Hören beim Kopfhörer-Hören nicht zustande gebrachten externalisierten Hör-raums so, dass die »Erzeugung einer äußeren räumlichen Repräsentation einer Musikperformanz scheitert« (ebd.: 287). Erzielt wird solch ein perzeptiver Eindruck dadurch, »dass das an den Ohren anliegende Schallfeld bei eigenen körperlichen Bewegungen keinerlei räumlichen Veränderungen durch entsprechende Hinweisreize (motion cues) spezifiziert« wird (ebd.). Temporär außer Kraft gesetzt ist in diesen Hörkonstellationen genau jene sensomotorische Feedbackschleife zwischen Wahrnehmen und Handeln, die gewöhnlich auf präreflexiver Ebene die Differenz zwischen Selbst und Umwelt konstituiert. Damit führt das Hören über Kopfhörer jedoch nicht nur zu einer Repräsentation der Musik als im Kopf platziert, sondern, bedingt durch den Wegfall der sensomotorischen Kopplung von akustischen Sinneseindrücken und eigener Bewegung, zusätzlich zur Wahrnehmung der Klänge als Teil des phänomenologischen Selbst, zu einer Internalisierung analog der Wahrnehmung eines eigenen Körperteils oder innerer geistiger Vorgänge (vgl. ebd.). Im Unterschied zur Lautsprecherwiedergabe – so lässt sich das Geschilderte zusammenfassen – verliert die Musik ihren virtuellen Charakter und wird phänomenologisch zu einem Teil des Körpers der rezipierenden Person.

Auf zwei zentrale Punkte ist mit dem kurz vorgestellten medienökologischen Ansatz von Lepa hinzuweisen: Zum einen erweitert er in methodologischer Hinsicht »den Blick auf die potentiellen technisch-materiellen Ursachen für die erlebten differenten Subjektivierungsweisen beim Hören« (ebd.). Des Weiteren leistet er einen Beitrag zur Abkehr von einem überkommenen kartesisch-kognitivistischen Konzept der Umweltwahrnehmung und damit »für eine Rückbesinnung auf die intersubjektiven, mimetisch-leiblichen Aspekte der Medienrezeption, welche gerade für auditive Medienkulturen besonders bedeutsam erscheinen« (ebd.: 387). So erhellend wie der konzeptionell bestätigte Zusammenhang von Phänomenologie und Subjektivierungsweise auch ist, die verschiedenen, für die Hörpraxis relevanten Wissensformen werden nicht hinreichend als konstitutiver Bezugspunkt reflektiert.²⁹ Vielmehr wird ein Fokus auf die Subjektivierungsweise gelegt, ohne jedoch auf etwaige Verstrickungen mit der Ebene von Subjektformierungen wenigstens hinzuweisen oder diese exemplarisch zu benennen. Eine solche Ausrichtung ist selbstverständlich legitim und ist von Lepa auch nicht anders intendiert.

29 Beides mag durchaus auch der Kürze des Artikels geschuldet sein, verspricht doch die dispositivtheoretische Herangehensweise eine grundlegende Offenheit für diverse Verwicklungen.

Dennoch sind die Ordnungen des Wissens stiftenden Diskurse gerade ein zentraler Bestandteil des Dispositivansatzes, der in der vorliegenden Arbeit nicht unberücksichtigt bleiben soll. Aus den Reflexionen Lepas ist weiterhin die empirisch zu klärende Frage abzuleiten, inwieweit die in und durch Musik unterschiedliche klangliche Wirklichkeit generierenden Qualitäten und deren leibliche Affizierungen auch für eine sprachbasierte Auditivität in (womöglich) vergleichbarer Weise relevant sind.³⁰

2.3 Die Hörsituation als soziales Medien-Dispositiv

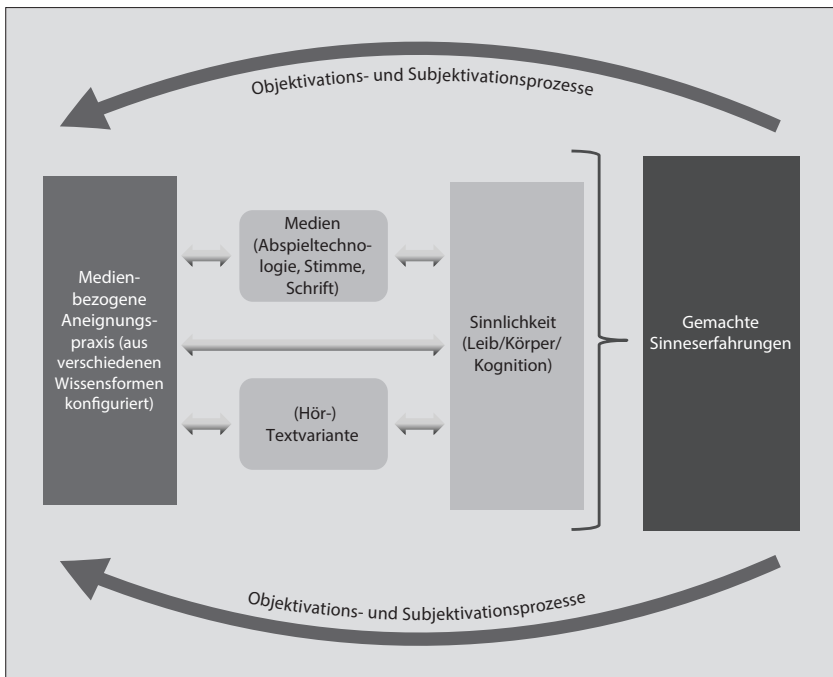
Wie bis hierhin deutlich geworden ist, bekommt man es bei der Rekonstruktion von gegenwärtigen Hörweisen mit so disparaten Phänomenen wie technologisch-materialen Artefakten in Form der Abspieltechnologien wie auch mit den in Hörsituationen über die Sinne verstrickten Körpern und Leibern zu tun, die nicht zuletzt durch das Bindeglied einer machtvollen Wissensordnung miteinander verbunden sind. Zusätzlich gilt es, bewusst zu halten, dass schließlich auch die Interviews als Alltags- bzw. Elementardiskurse³¹ fungieren, die in den Weisen der Versprachlichung zuweilen Verknüpfungen zu Inter- und Spezialdiskursen herstellen. Es findet sich hier ein praktisches Selbstverhältnis der Individuen, das im Zusammenspiel mit Macht-Wissen-Konstellationen entsteht. Das Subjekt selbst wird somit als ein Produkt vielfältiger Machstechniken verstanden und ist keine autonome und ahistorische Entität. Vielmehr gewinnt das Subjekt, vermittelt über sogenannte Selbststechniken, ein spezifisches, über Wissen konfiguriertes Selbstverhältnis (siehe dazu ausführlicher Kapitel 4.3.3).

Die zu rekonstruierenden Hörweisen lassen sich nun bezeichnen als Resultate von wissensvermittelten Praxisformen, die zugleich auf einer symbolischen, einer materialen und einer sozialweltlichen Ebene ansetzen. Vermittelt über Subjektivierungsform und Subjektivierungsweise sowie über Objektivationen bilden sich in den einzelnen Hörsituationen spezifische Erfahrungsweisen im Erleben, Deuten und Bewerten u. a. auch der eigenen Sinnestätigkeit aus.

In Abbildung 1 werden die einzelnen Bestandteile dargestellt, über die sich die Rezeptionssituation mithilfe der wissensvermittelten, auf die Medien bezogenen Aneignungspraxen konfigurieren.

30 So scheint es doch zumindest vorstellbar, dass die im Lautsprecher-Dispositiv hergestellten und intendierten räumlichen Evokationen einer Musikperformance für ein klassisches Musikstück nicht identisch sein müssen mit den geschätzten Qualitäten der Lautsprecher-Verwendung bei Hörtexten.

31 Für eine dezidierte Auseinandersetzung mit den verschiedenen, diskurstheoretisch zu differenzierenden Arten von Spezial- und Interdiskursen vgl. z. B. Link 2007: 236 ff.

Abbildung 1 Bestandteile der Rezeptionssituation

Als wesentlich festzuhalten ist, dass die Aneignungspraxen dabei jeweils im wechselseitig konstitutiven Austausch stehen mit den einzelnen Medien, deren Inhalten sowie mit der Sinnlichkeit, auf die sie allesamt in der Rezeptionssituation einwirken. Die sich daraufhin ausbildenden und als kumulativer Effekt zu begreifenden spezifischen Weisen des phänomenologischen In-der-Welt-Seins sowie die über sie gemachten Erfahrungen finden sich vermittelt sowohl mit Subjektivierungs- als auch mit Objektivationsprozessen, die das in den Aneignungspraxen liegende Wissen mit konstituieren. Angezeigt ist folglich ein zirkuläres Geschehen, als das die auf die Sinnlichkeit zielenden medialen Rezeptionssituationen verstanden werden sollen.

Nach den Ausführungen in diesem Kapitel zeichnet sich nun der eingeschlagene Weg im Argumentationsgang der Studie deutlicher ab: Die dispositivtheoretisch vorgenommene Differenzierung unterschiedlicher Wissensformen ist leitend sowohl für den theoretisch-konzeptionellen Teil als auch für den empirischen. Dort

werden die praxisbezogenen Konstitutionsbedingungen und deren Konfigurationen von Wissensbeständen rekonstruiert. Es kann so ein differenziertes Verständnis dieser Vorgänge entwickelt und dargestellt werden. Aufbauend auf der soeben vorgenommenen praxistheoretisch-dispositivtheoretischen Grundlegung bedarf es zuerst einer eingehenderen Auseinandersetzung mit dem Thema der Sinnesanthropologien. Im folgenden Kapitel werden daher mit Georg Simmel, Helmuth Plessner und Walter Benjamin drei klassische Referenzautoren herangezogen. Sie werden auf ihr Verständnis und ihre Konzeptualisierungsvorschläge der menschlichen Sinneswahrnehmung hin befragt. Dem Erkenntnisinteresse der Studie folgend, steht dabei die medientechnologische Transformation im Mittelpunkt. Im dann folgenden Kapitel zu den Diskursen zum medientechnologischen Wandel werden wichtige Argumentationsfiguren einer Medienkritik und ihres Umgangs mit dem Thema der Sinnlichkeit entwickelt. Eingekreist werden so gesellschaftlich existente Wissensbestände im Kontext von Wahrnehmungsweisen. Geboten ist dies, da ein Körperwissen in der Interviewanalyse eine zentrale Rolle spielen wird – schließlich befinden sich die ihre eigene Sinnlichkeit aneignungspraktisch wie sprachlich ausdeutenden Menschen alles andere als in einem wissensleeren Raum. Somit ist solch ein Raum des Wissens im Folgenden abzustecken und in einem ersten, notwendig unvollständig bleibenden Anlauf zu vermessen.

Hören als Praxis

Sinnliche Wahrnehmungsweisen technisch
(re-)produzierter Sprache

Schulz, M.

2018, XII, 411 S. 3 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-19653-0